

Von Büchern

Sascha Salatowsky, Joar Haga (Hg.), Frühneuzeitliches Luthertum. Interdisziplinäre Studien (Gothaer Forschungen zur Frühen Neuzeit 20), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2022, ISBN 3-515-13222-0, 338 S., 71,- €.

Der vorliegende Band dokumentiert die Ergebnisse eines Forschungsnetzwerks, das zwischen 2016 und 2019 unter dem Titel „Lutherische Orthodoxy revisited. Konfessionelle Muster zwischen Identitätsverpflichtung und „Weltöffnenheit““ Theologen und Historiker aus verschiedenen Ländern zusammenführte. Die Zweipoligkeit dieser Arbeit skizziert zunächst einleitend Sascha Salatowsky. Diese besteht in einer Kombination zwischen kollektiver Weiterarbeit an der begrifflichen Umschreibung dessen, was die einen „lutherische Konfessionskultur“ (Thomas Kaufmann) andere als „lutherische Orthodoxy“ bezeichnen, auf der einen Seite und sachlichen Tiefenbohrungen andererseits. So bildet die Wahl des Buchtitels letztlich den im Netzwerk erzielten Erkenntnisstand ab, wonach die Rede vom „frühneuzeitlichen Luthertum“ die Vielfalt der Perspektiven und Aspekte jener Epoche sowie ihren Prozesscharakter treffender abbilde als die bisher üblichen Redeweisen von „Orthodoxy“ oder „Konfessionskultur“. Begrüßenswert an diesem Ansatz ist ohne Zweifel die Weitung der Perspektive über das Genre der „Dogmatik“ hinaus, die lange Zeit – bei Anhängern wie bei Gegnern der „Orthodoxy“ – fast ausschließlich wahrgenommen wurde. Dies hat zu manchen Fehlurteilen geführt hat, die bis heute wirksam sind.

Einen Einblick in Besonderheiten der Orthodoxy in Skandinavien bietet Sivert Angel, Norwegen, mit seiner Einführung in den Konflikt um den dänischen Theologen Niels Hemmingsen (1513-1600), gegen dessen Theologie insbesondere aus dem eng mit Dänemark verbundenen Kursachsen gravierende Kritikpunkte vorgebracht wurden. Die sächsischen Theologen sahen im dänischen Kollegen einen Vertreter des Kryptocalvinismus und hegten den Verdacht, dieser wolle Dänemark vom Luthertum weg bewegen. Freilich erfuhr Hemmingsen die Unterstützung und den Schutz seines Königs im Gegenzug für seine die Einheit des Königreiches stabilisierende innerprotestantisch ausgleichende Theologie. So gibt dieser Beitrag nicht nur Einblicke in die europäische Dimension der Lehrstreitigkeiten, die zur Konsolidierung des Luthertums führten, sondern auch in die Spannung zwischen Staatsräson und theologischer Wahrhaftigkeit.

Hendrikje Carius nimmt unter dem Titel „Fürstinnen und Theologen im frühneuzeitlichen Luthertum“ insbesondere den Briefwechsel zwischen der von Haus aus reformierten Herzogin Christine von Eisenach und dem lutherischen Theologen Johann Gerhard in den Blick. Von den in der Forschungsbibliothek Gotha erhaltenen 110 Briefen Gerhards an Fürstinnen sind die meisten an Christine gerichtet, die eine Tochter des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel war und 1598 Johann Ernst von Sachsen-Eisenach geheiratet und ehevertraglich zugesichert

bekommen hatte, reformiert bleiben zu dürfen. Ausgangspunkt des theologisch intensiven Briefwechsels war eine Predigt Gerhards in Coburg im Jahr 1606, die die Fürstin beeindruckt hatte. Ähnlich wie im Konflikt zwischen Sachsen und Dänemark um Hemmingen agierten auch hier die Protagonisten teilweise im Verborgenen, denn Gerhard widersetzte sich mit seinem fortgesetzten Austausch einem Kommunikationsverbot durch seinen Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg und erwies sich keineswegs als „obrigkeitsgehorsam“, sah er sich doch in den Fragen der Fürstin mit heilsrelevanten Gewissenskonflikten konfrontiert. Unter dem Einfluss Gerhards vollzog Christine schließlich den Konfessionswechsel. Gerhard ging mit ihr „auf Augenhöhe“ um und widmete der Fürstin den fünften Band seines großen Werkes „Schola Pietatis“.

Der US-Amerikanische Gelehrte Daniel Gehrt, langjähriger Mitarbeiter an der Forschungsbibliothek in Gotha, widmet sich in einem ausführlichen Beitrag in englischer Sprache dem Privatstudium lutherischer Pfarrer in der damaligen Zeit („Beyond the Institution. Private Studies in the Theological Education of Lutheran Pastors and Scholars“). Damals war es möglich, Theologie zu studieren und ohne akademischen Abschluss eine Anstellung zu finden. Abschlüsse waren erforderlich für Doktoren (Gelehrte), aber nicht allgemein für Pastoren. Gehrt weist nach, dass sich die im Luthertum führenden Fakultäten in Wittenberg und Jena durch „highly flexible, cross-disciplinary curricula“ (91, vgl. 128) auszeichneten. Viele Vorlesungen zogen sich über Jahre hin, so dass die meisten Studenten nur Ausschnitte davon im institutionellen Rahmen wahrnehmen konnten. Das ging aber nicht mit einem Qualitätsverlust einher, sondern wurde durch extensives Eigenstudium aufgewogen. Wichtig hierfür waren neben Mentoren Anleitungen zum Eigenstudium („rationes studii theologici“, 93). Gerth führt in seiner Untersuchung die Ansätze bei Nieden (über Wittenberg) und Kaufmann (über Rostock) weiter und zeigt, dass die Geschichte der Anleitungen zum Eigenstudium bereits bei Melanchthon beginnt und prominente Namen wie Chytraeus, Strigel, Flacius, Weller, L. Osiander, Gerhard und Glassius aufzuweisen hat, in deren Schriften der Verfasser repräsentative Einblicke gibt. Erst in der Spätorthodoxie war die Akademisierung der Pfarrerschaft fortgeschritten, wobei aber das Privatstudium wichtig blieb, da das Theologiestudium als lebenslange Aufgabe galt.

Joar Haga, Norwegen, nimmt das in letzter Zeit auch in Deutschland wiederholt erforschte Feld der Reformationsjubiläen am Beispiel der 200-Jahrfeier 1717 in Dänemark in den Blick. Dabei ergibt schon der Vergleich mit dem Jubiläum 1617 markante Unterschiede hinsichtlich der politischen Verzweckung der Reformation zugunsten des aufkommenden Absolutismus (1617 kniete der König am Altar; 1717 die Kirche vor dem König) und zugunsten der Profilierung gegenüber benachbarten nordischen Staatsgebilden.

Jan van de Kamp, Niederlande, wirft einen Blick auf „Konfessionelle und interkonfessionelle Aspekte eines Reformprogramms“ in Gestalt von Theophil Großgebauers „Wächterstimme auß dem verwüsteten Zion“ (1661). Hier wird deutlich, dass gerade auf dem Feld der Erbauungsliteratur der interkonfessionelle

Austausch (in diesem Fall mit dem Werk des reformierten Theologen Willem Tee-linck) vielfältig war. Stefan Michel schreibt einen äußerst lesenswerten „Beitrag zur Predigtgeschichte“. Konkret veranschaulicht er das Thema „Emblematische Predigt in Dresden um 1700“ anhand von instruktiven Einblicken in die Predigt-tätigkeit von Samuel Benedikt Carpzov, Paul Christian Hilscher und Valentin Ernst Löscher an der Kreuzkirche, die jeweils jahrgangsweise zum Teil in mehr-bändigen Sammelbänden dokumentiert wurde. Emblemkunst und gepredigtes Wort beleuchteten sich hier gegenseitig in Entsprechung zur lutherischen Lehre von Schöpfung und Erlösung. Den späteren Pietisten war das zu bild-lastig, den Aufklärern gar zu geschmacklos.

Sascha Salatowsky zeichnet sodann sehr detailliert Johann Gerhards Bildungsweg nach. Da über diesen nicht nur eine auf Gerhards Tagebuch basierende Biographie von Erdmann Fischer vorliegt, sondern zudem sein umfangreicher Nachlass in die Bestände der Herzog-Ernst-Bibliothek Gotha eingegangen ist, ist der spätere Jenaer Dogmatik-Professor für eine solche Untersuchung gut geeignet. Hier lassen sich die „Erfordernisse einer Mikrogeschichte“ (208) auf erhellende Weise in die Tat umsetzen. So beleuchtet der Autor Gerhards Schulzeit (unter Sichtung etwa der hinterlassenen Schulhefte), sein Philosophiestudium in Wittenberg, sein anschließendes Medizin- und Theologiestudium ebendort sowie seine „Peregrinatio Academica“, die ihn zu Begegnungen mit prominenten Gelehrten seiner Zeit in Gießen, Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart, Tübingen, Straßburg, Worms, Heidelberg, Magdeburg, Braunschweig, Wolfenbüttel und Groningen führte. Neben den akademischen Stationen und Methoden fällt Licht auch auf die Krankheitsge-schichte sowie die seelischen Anfechtungen, die Gerhard schon in jungen Jahren durchlitt und mit Hilfe seiner Seelsorger durchstand. Salatowsky schlägt Schnei-sen und weist auf Desiderate der Forschung hin, etwa was eine sorgfältige Unter-suchung der erhaltenen Briefe Gerhards betrifft.

Beate Agnes Schmidt wendet sich mit Michael Praetorius einem lutherischen Komponisten zu. Dabei gilt ihr Interesse der Verbindung von „Musik und End-zeiterwartung“. Letztere gehört geradezu zur Signatur jener Zeit. Bei Prätorius ka-men bereits in der Kindheit traumatische Erfahrungen hinzu, da sein Vater als lutherischer Pfarrer und Gegner des Interims wiederholt ins Räderwerk der Mächti-gen geriet und mehrmals um des Glaubens willen vertrieben wurde, so dass der Sohn weitgehend bei Verwandten aufwuchs. Prätorius wirkte an den damals lutherischen Höfen von Dresden, Halle und vor allem Wolfenbüttel. In seinen Kom-positionen, insbesondere seinen „Zions-Musen“ („Musae Sioniae“, 1605-1610 pu-bliziert), ging es u. a. darum, einen Vorgeschmack der Himmelsmusik etwa durch Mehrchörigkeit irdisch zur Darbietung zu bringen. Dabei bildet seine Musik nicht so sehr apokalyptische Diesseiterfahrungen als vielmehr die Vorfreude auf die himmlische Vollendung ab. Das wird besonders schön an Prätorius‘ Verarbeitung des Nicolai-Liedes „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ vor Augen geführt.

Die frühe Neuzeit war geprägt durch eine zunehmende Mobilität vieler Menschen gerade in großen Städten wie Hamburg. Das brachte es mit sich, dass fremdkonfessionelle Bevölkerungsanteile in ehemals homogenen Gebieten anstiegen. So wurden von den Universitäten Gutachten erbeten, die Ratschläge geben sollten, wie mit Beerdigungen fremdkonfessioneller Bürger umzugehen sei. Dieses Gutachtenwesen (auch hier spielte die theologische Fakultät in Wittenberg eine zentrale Rolle) diente auch bei anderen Themen dem Zweck, „im völlig dezentralisiert organisierten Luthertum“ zu einer einheitlichen kirchlichen Lehre und Praxis zu kommen (300). Klar war im Luthertum im Unterschied zu den beiden anderen großen Konfessionen, dass ungetauft verstorbene Kinder christlicher Eltern kirchlich zu beerdigen sind. Für Angehörige anderer Glaubensrichtungen, so zeigt die vorliegende Untersuchung von Christopher Voigt-Goy, schuf man einen Kriterienkatalog, der neben dogmatischen auch pastoraltheologische Maßstäbe zur Anwendung brachte.

Einen Beitrag zur Begriffsgeschichte des Wortes „Orthodoxie“ bietet zuletzt Christian Witt mit Einblicken in Gottfried Arnolds „Ketzer-Historie“, die sich bis heute in ihrer negativen Beurteilung von „Orthodoxie“ als prägend und in hartnäckiger Weise Vorurteile stiftend erweist.

Der Band schließt mit biographischen Informationen zu den Autoren sowie einem Bibelstellenregister und einem Personenregister. Dem Leser bietet sich eine Fülle an exemplarischen Einblicken in den Reichtum jener theologischen Epoche. Die Protagonisten, welche die Autoren dem Leser bekannt machen, laden ein, sich bei ihrer Theologie, ihrer Predigt, ihrer Dichtung, ihrer Kunst, ihrer Musik zu bedienen und so einen Geschmack zu entwickeln für ein Evangelium, das nicht rationalistisch und auch nicht emotionalistisch daherkommt, sondern mit allen Sinnen genossen werden will, weil es den ganzen Menschen meint.

Armin Wenz

Jonathan Rehr, Der Gnadenstuhl als interkonfessionelles Zentralthema. Zum ‚Propitiatorium‘ in den Konfessionen und Medien der Frühen Neuzeit
(Historia Hermeneutica. Series Studia 22), De Gruyter, Berlin/Boston 2023, ISBN 978-3-11-079557-8, 701 S., 139,95 €.

Dass die multimedial ausgerichtete Erforschung der Auslegungsgeschichte der Heiligen Schrift in der Frühen Neuzeit ein schier unerschöpfliches Reservoir an Zugängen und Vernetzungen erschließen kann, zeigt auf gute Weise diese kirchengeschichtliche Doktorarbeit bei Johann Anselm Steiger in Hamburg. Jonathan Rehr, Theologe und Pfarrer aus den Reihen der SELK, untersucht, wie das biblische Gnadenstuhlmotiv (Ex 25,1-22, Lev 16,11-14, Röm 3,25, Hebr 4,16) in den theologischen Strömungen der nachreformatorischen Epoche vielfältig rezipiert und fruchtbar gemacht wurde. Dabei kommt ihm die Dialogizität der damaligen Protagonisten aus allen Lagern zu Hilfe. Denn diese nahmen sich nicht nur gegenseitig zur Kenntnis, sondern knüpften in Zustimmung und Widerspruch an die